

A-15124

Was kann man über die Völker lernen aus ihren Sprachen?



Festrede,

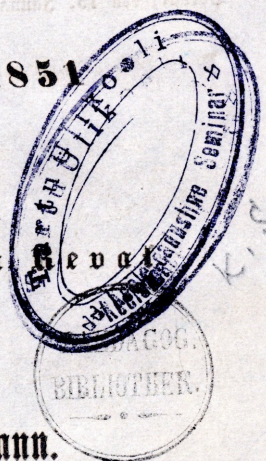
am 20. December 1851

gehalten

in dem Gymnasium zu

von dem

Oberlehrer **F. J. Wiedemann.**



nr. 11: 985

Dorpat.

Gedruckt bei Schünmanns Wittve und C. Mattiesen.

1852.

aus ihren Schriften?

aus ihren Schriften?

Der Druck dieser Schrift ist unter den gesetzlichen Bedingungen gestattet.

Dorpat, den 15. Januar 1852.

Abgetheilter Censur in Dorpat:
J. de la Croix.



Est. A

Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu

33569

28996.2

Die Juden haben den Grundsatz, daß auf Schulen dasjenige gelehrt und gelernt werden müsse, was man später zum Fortkommen im Leben nicht nöthig habe, denn was jeder Einzelne dazu brauche, das sich anzueignen werde er ohnehin schon durch die Nothwendigkeit bewogen werden, zu dem Anderen aber lasse ihm das Drängen und Treiben des practischen Lebens später keine Zeit mehr. — Dieser allerdings etwas einseitigen Ansicht ist man nun freilich in christlichen Schulen nicht gefolgt, man hat aber auch — die so genannten Specialschulen ausgenommen — eben so wenig die Bildung für einen bestimmten besonderen Beruf im künftigen Leben für die Hauptaufgabe der Schule erachtet, sondern von jeher diejenigen Lehrfächer, welche die formelle Geistesbildung besonders zu fördern geeignet schienen, in den Vordergrund gestellt, nämlich die reine Mathematik und noch mehr die Sprachen, ohne deshalb die übrigen auszuschließen. Erst in neuerer Zeit haben sich gegen diese Anordnung Stimmen erhoben, welche für die so genannten Realwissenschaften die Hauptstelle in unseren Schulen fordern. Es ist meine Absicht nicht, in diesem Streite der Humanisten und Realisten hier auch als Kämpfer aufzutreten, noch weniger diesen Streit zu schlichten. Es ist von beiden Seiten schon so viel gesagt worden, daß es Wasser in's Meer tragen hieße, wenn man den Vorrath noch vergrößern wollte; und wenn die Sache dessen ungeachtet noch zu keinem Schlusse gebracht ist, so liegt es gewiß nicht daran, daß von irgend einer Seite ein wichtiges und entscheidendes Motiv beizubringen vergessen wäre, sondern nur daran, daß die Parteien auf ganz verschiedenem Boden stehen, und daher sich gegenseitig so wenig verstehen, wie wenn die Chinesisch, die Andern arabisch sprächen.

Wenn nun aber in demjenigen, wofür ich Ihre Aufmerksamkeit auf einige Augenblicke in Anspruch nehme, dennoch gewissermaßen eine Empfehlung des Sprachstudiums zu liegen scheint, so wird es sich finden, daß dieß doch nur auf ein tiefer gehendes und weiter ausgedehntes Sprachstudium bezogen werden kann, nicht auf ein solches, wie es einen Theil des Schulcursus ausmacht. Ich gedenke nämlich Ihnen Einiges von dem vorzuführen, was man aus den Sprachen über Leben und Charakter der Völker lernen kann.

In den „Lebensläufen in aufsteigender Linie“ von Hippel heißt es irgendwo: „mein Vater hielt viel auf wörtliche Uebersetzungen aus Sprachen, die noch leben. Hieraus, pflegte er zu sagen, lernt man eine Nation auf ein Haar kennen, . . . das ist die Chiffre zu den Geheimnissen der Völker. Auch sieht man aus der Sprache, ob's im Lande kalt oder warm, nebligt oder klar sei“. — Diese Worte enthalten so viel Wahres, daß wir sie wohl zum Motto unserer Betrachtung machen könnten.

Wenn davon die Rede ist, aus den Sprachen etwas auf die Völker zu schließen, so darf zuvörderst nicht übersehen werden, daß die Sprache überhaupt ein amphibienartiges Wesen ist, und zwei ganz verschiedenen Sphären angehört. Wenn sie nämlich einerseits als Verkörperung des Gedankens unmittelbar aus dem Geiste stammt, und als sein Spiegelbild gleichsam von ihm Zeugniß giebt, so steht sie doch andererseits durch ihren Stoff, in dem sich der Gedanke verkörpert, nämlich den Schall, unter anderen als den Denkgesetzen, nämlich unter den Naturgesetzen der Körperwelt, und kann, obgleich sie nirgends von den Menschen getrennt existirt, als ein Wesen angesehen werden, das wenigstens nach einer Seite hin gewissermaßen ein eigenthümliches Leben für sich führt. Wie der Stein, den der Künstler mit freiester Willkühr geformt hat, um das in ihm lebende Gedankenbild zu verkörpern, dennoch auch den Naturgesetzen unterworfen bleibt, nach welchen er verwittern und zerfallen, also seine Form auch ohne Zuthun des Künstlers noch fort und fort verändern kann, so kann auch der Menscheng Geist, wenn er den von der Natur ihm gebotenen Stoff sich zur Sprache zurechtet, ihn doch nicht emancipiren von den Gesetzen, welchen er als solcher unterworfen ist. Aber noch langsamer zum Theil als das Verwittern des Steines, mit dem wir sie verglichen haben, geht die Umwandlung der Sprache vor sich, und man wird sie nicht gewahr von Jahr zu Jahr etwa oder von Jahrzehent zu Jahrzehent, sondern nur, wenn man Gelegenheit hat, durch weite Zeiträume von einander getrennte Formen einer Sprache zu vergleichen. Was dann bei ihrer Verschiedenheit den Sprachbau betrifft, als Flexion und Construction, das ist aus menschlicher Willkühr geflossen, was aber die Lautung, das ist Naturgesetz. Niemand wird z. B. glauben, daß die alten Römer tschera, Tschitschero sprachen statt kera, Kikero (cera, Cicero), oder daß sich dieß mit dem metrischen Gesetz von der Position vertragen hätte, und doch sprechen die heutigen Römer so. Es muß also das k (c) später in jenen Laut übergegangen sein, aber gewiß nicht auf Volks- oder Senatsbeschluß oder von irgend Einem willkührlich eingeführt, und von Anderen nach-

geahmt, sondern man folgte dabei unwillkürlich einem Naturgesetz, nach welchem überall und in den verschiedensten Sprachen sich k zu tsch neigt. Den Grund von den Gesetzen, nach welchen diese naturgemäße Umwandlung der Sprachen geschieht, können wir freilich eben so wenig angeben wie von anderen Naturgesetzen. Ob Boden und Klima einen unmittelbaren Einfluß darauf üben, kann darum nicht gesagt werden, weil wir nicht wissen, auf welchem Boden und unter welchem Klima seit der großen Völkerzerstreuung jede Sprache erwachsen ist; die Versetzung aber einer schon fertigen Sprache unter ein anderes Klima scheint auf dieselbe keinen merklichen Einfluß zu üben, so wie ja auch der Mensch selbst unter allen Klimaten gedeiht. Einen mittelbaren Einfluß auf die Gestaltung der Sprache müssen wir indessen dem Boden und Klima wohl zugestehen, weil sie ohne Zweifel auf die Körperconstitution des Menschen einwirken, also möglicher Weise auch auf die Beschaffenheit seiner Sprachorgane. So wäre es also zunächst die Aufgabe der Physiologen, zu bestimmen, welche Eigenthümlichkeiten die Sprachorgane diesem oder jenem Klima verdanken, und welche Laute dadurch leichter, schwerer oder unmöglich werden. Könnte dann noch mit Sicherheit ausgemittelt werden, welchen Einfluß das Klima auf Charakter und Geistesentwicklung der Völker ausübt, dann würde es wohl buchstäblich möglich sein, an der Sprache zu erkennen, „ob es im Lande kalt oder warm, neblig oder trocken sei!“ — Doch genug von dieser Seite des Sprachlebens, die nicht zunächst der Gegenstand unserer Betrachtung sein sollte.

Worin würde denn nun aber an den Sprachen eigentlich die Individualität der Völker sich aussprechen? — Ich glaube gefunden zu haben, daß es besonders auf drei Dinge hier ankommt. Diese sind: der Sprachbau, die Bedeutung der Wörter und der lexicalische Reichthum. Fassen wir jedes etwas genauer in's Auge.

1) In dem Sprachbau, worunter wir hier nicht bloß die Structur der Wörter sondern auch die Art ihrer Zusammenstellung zu Sätzen verstehen wollen, scheint besonders die Denkweise der Völker, die höhere oder niedere Stufe der Intelligenz, auch wohl die größere oder geringere Lebhaftigkeit der Phantasie sich zu offenbaren, die letzte wohl ganz besonders in der Structur der Wörter. Wir können nicht umhin zu glauben, daß uranfänglich in den Wörtern der Mensch den Eindruck, welchen die Außenwelt auf ihn machte, durch Töne wiedergeben wollte. Bei solchen Wörtern, welche Nachahmungen von Naturlauten sind, erscheint die Sache nicht eben schwierig, aber wie viel Phantasie ist nicht erforderlich, um das Analoge in den Eindrücken ver-

schiedener Sinne zu fühlen, und die durch die übrigen Sinne empfangenen gleichsam auf Gehöreindrücke zu reduciren! — So erscheint es natürlich, daß die gleichen sichtbaren Gegenstände nicht bei allen Völkern gleiche Namen haben, dagegen in den Wörtern, welche Nachahmungen gehörter Laute sind, immer mehr oder weniger Ähnlichkeit sich findet. Bemerkenswerth ist es, daß die Phantasie einiger Völker dabei stehen blieb, den Begriff durch einen Laut darzustellen, gleichsam zu malen, bei den meisten Völkern aber weiter ging, und in die lautliche Darstellung auch die verschiedenen Beziehungen der Begriffe zu anderen im Satze mit aufnahm, was die Grammatik Flexion nennt. Allerdings ist hierbei auch der Verstand thätig. Der Verstand verbindet die einzelnen Begriffe auf mannichfaltige Weise, und wird sich ihrer verschiedenen Beziehungen zu einander bewußt, aber die schaffende Phantasie giebt die Mittel zu ihrer Bezeichnung an die Hand. Die Praxis dabei ist eine verschiedene. Es werden nämlich entweder die Verhältnisse der Wörter zu einander im Satze an diesen selbst gar nicht bezeichnet, sondern nur ganz äußerlich durch ihre Stellung angedeutet, und solche Sprachen sind also flexionslose, wie das Chinesische, dem außer den Flexionen auch die Unterscheidung dessen, was wir Redetheile nennen, größtentheils abgeht. Es kann nun zwar nicht geläugnet werden, daß auch bei einer so unvollkommenen Gestalt der Sprache es doch möglich sein muß sich verständlich zu machen, und die Erfahrung beweist es, — ja es läßt sich sogar denken, daß, worauf Wilhelm v. Humboldt hingewiesen hat, durch die ununterbrochene Aufeinanderfolge von lauter Begriffssylben ohne Dazwischentreten von Formsylben Effecte entstehen, welche in anderen Sprachen hervorzubringen nicht möglich wäre; aber doch können wir hierin einen Verstandesfehler nicht verkennen. Manche Verhältnisse werden bei so unzureichenden Mitteln eine gleiche Beziehung erhalten, wo der schärfere Verstand anderer Sprachen noch einen Unterschied findet und macht, und wofür einer Sprache der Ausdruck fehlt, davon kann man immerhin annehmen, daß es auch dem Volke nicht klar zum Bewußtsein gekommen ist. Mehr noch wird, wenn man das oben von der Flexion Gesagte zugiebt, einem solchen Volke schöpferische Phantasie abgehen. Ich habe leider kein eigenes Urtheil darüber, ob und in wiefern sich die Mängel der Sprache auch in den Geisteszeugnissen der Chinesen, in ihrer Literatur, zeigen, aber ich kann mir trotz der gepriesenen Schönheiten des Schi-king doch keine chinesische Poesie denken, bei der Einem wirklich das Herz warm würde.

In anderen Sprachen erscheint der Begriff in jeder verschiedenen Beziehung zu anderen einigermaßen selbst ein anderer. Ein

Substantiv von einem anderen oder von einem Verb abhängig, eine Handlung zu verschiedenen Zeiten oder von verschiedenen Personen gethan, eine Eigenschaft an dem einen oder dem anderen Gegenstande wahrgenommen — alle diese Verschiedenheiten werden durch immer veränderte Formen des Begriffswortes bezeichnet; so alle die zahlreichen Sprachen des indogermanischen Stammes. Es ist offenbar, daß hier im Gegensatz zu dem Chinesischen ein klarer Verstand und eine reiche Phantasie thätig gewesen sind. Eben so reich begabt erscheint der Geist der Völker. Wer möchte wohl chinesische Philosophen und Dichter mit deutschen oder griechischen vergleichen wollen? — Noch größer als in der Structur der Wörter ist die Verschiedenheit der Sprachen in der Art diese zu Sätzen zu verbinden. So unmöglich es aber wäre, alle verschiedenen Constructionsarten anzuführen, eben so nutzlos wäre ein Versuch, a priori bestimmen zu wollen, welche Charakterzüge der Völker diesen oder jenen Constructionsarten entsprechen müssen. Begnügen wir uns mit ein Paar Thatfachen, wie sie aus der großen Menge sich gerade am nächsten darbieten.

Der griechischen Sprache wird von allen Kennern derselben, welche sie zugleich mit anderen Sprachen zu vergleichen Gelegenheit hatten, die am wenigsten von den Fesseln der Convenienz eingeengte Bewegung und der vollendetste Periodenbau zugeschrieben. Anders ist es nicht zu erwarten bei einem Volke, welches wie keines die Idee des Schönen zur ausschließlichen Führerin in der Gestaltung seines Lebens machte. Die nirgends übertroffene, höchstens hier und da in Nachahmungen erreichte Schönheit in der Architektur griechischer Gebäude muß uns nothwendig auch in dem Architektonischen ihrer Sprache entgegentreten, denn der nämliche Sinn ist es, der hier und dort waltete. — In dem Charakter des Franzosen pflegt man mit Recht wohl Verstand und eine gewisse anordnende Kraft als Eigenthümlichkeiten zu nennen, wenigstens gegenüber dem Gemüth und der schöpferischen Kraft des Deutschen. Dem entspricht im Französischen genau die streng geregelte Construction, welche nur äußerst wenig Inversionen erlaubt, und wenig dem Ausdruck des Gefühls sich darbietet, dagegen aber den Vorzug großer Klarheit und logischer Anordnung hat, weil die Wörter meist in der Folge stehen, wie die Begriffe einander untergeordnet sind. — Die französische Sprache giebt sich nur wenig dazu her, das in fremden Sprachen Geschriebene nachzubilden oder die Eigenthümlichkeiten desselben wiederzugeben, in keiner anderen wird die Uebersetzung vom Original so weit entfernt bleiben, nirgends wird man so wenig wie in französischen Uebersetzungen erkennen, in welcher Sprache das Original abgefaßt war; der „Erlkönig“ von Deschamps ist

vom Geiste des deutschen so entfernt wie die *Georgica* des Deslisle von dem der lateinischen. Von dem bei uns öfters angeregten Streit über den Vorzug der wortgetreuen oder der freien Uebersetzung kann im Französischen nicht die Rede sein, denn ihm ist nur die letzte überhaupt möglich. Eben so wenig ist das französische Volk selbst geneigt, fremde Eigenthümlichkeiten zu würdigen oder sich anzueignen; der Franzose hat keine Vorstellung davon, daß eine Sache von einem anderen Standpunkte aus angesehen und beurtheilt werden könne als von seinem französischen. Es versteht sich wohl von selbst, daß hiermit kein Tadel weder der Nation noch ihrer Sprache gemeint ist, oder unbedingt der Leichtigkeit das Wort geredet sein soll, mit welcher der Deutsche dagegen das Fremde nicht bloß anerkennt, sondern auch sich aneignet, öfters zum Nachtheil des besseren Eigenen; aber diesem Charakterzuge entspricht wenigstens die Fähigkeit der Sprache, mit der sie besser als andere in den Geist fremder eingeht, und deren Eigenthümlichkeiten nachbildet, ohne undeutsch zu werden.

Wenn wir gefunden haben, daß in dem Bau der Sprachen sich besonders die schaffende Phantasie und der unterscheidende Verstand, der Charakter und die Denkweise der Völker abspiegeln, so spricht sich 2) in der Bedeutung der Wörter das innerste Gemüths- und Gefühlsleben derselben aus. Bei den Namen für sinnliche Gegenstände werden sich zwar die Völker leicht verständigen darüber, welche sie damit bezeichnen wollen, obgleich auch bei diesen oft schon die Etymologie des Wortes zeigt, daß das eine Volk denselben Gegenstand anders aufgefaßt hat als das andere, wenn wir auch nicht so weit hinaufsteigen wollen, aus den verschiedenen Wörtern selbst, mit denen bei verschiedenen Völkern derselbe Gegenstand benannt wird, den Beweis herzuleiten, daß das eine anders sich von demselben afficirt fühlen müsse als das andere, oder daß das eine wegen dieses, das andere wegen jenes in die Sinne fallenden Merkmals ihm seinen Namen gegeben habe. Aber nun gar die Wörter für über sinnliche Gegenstände! — Hier fehlt das Mittel der Verständigung im Hinweisen auf den Gegenstand selbst, und alle Uebersetzungen solcher Wörter in andere Sprachen beruhen auf bloßen Voraussetzungen. Wenn wir z. B. *courage* mit „Muth“, *esprit* mit „Geist“, *valeur* mit „Tapferkeit“ übersetzen, so sind das Hypothesen, über deren Richtigkeit wir nie aufgeklärt werden können. Wir gehen wohl nicht zu weit, wenn wir annehmen, daß alle Wörter für Uebersinnliches nur in übertragener Bedeutung gebrauchte für Sinnliches sind. Diese Uebertragung nun, wo sie noch nachzuweisen ist, oder die Etymologie sind das Einzige, was uns zur Einsicht in den eigentlichen Sinn solcher Wörter verhelfen kann, aber nur zu oft

verhelfen sie uns gerade zu der Einsicht, daß wir eigentlich etwas ganz Anderes sagen als das, was wir zu übersetzen meinen. Darum begreifen wir natürlich, indem wir nach einer Uebersetzung urtheilen, oft so wenig den Eindruck, welchen das Original machen oder gemacht haben soll. Dazu kommt noch, daß außer dem Eindruck, welchen wir von dem Worte selbst empfangen, der Stamm, von dem es abgeleitet ist, ja seine ganze Verwandtschaft noch manche Saite in der Seele berühren und mittönen lassen, manchen Zug zu dem Bilde hinzufügen, den das Wort in der Seele erweckt. Darum läuft, wie Humboldt es sehr schön ausdrückt, neben der Reihe von Begriffen in jeder Sprache noch eine Reihe von Gefühlen dahin, und wir mögen hinzusetzen, daß diese letzte den Eindruck der Rede ergänzt, hebt und belebt, wie eine passende Melodie und Begleitung den eines Liedes. Es ist fast überflüssig für das Gesagte noch Belege zu suchen, wir wollen uns also auch hier an ein Paar zufällig aufgegriffenen Beispielen genügen lassen. Das französische *se proméner*, eigentlich „sich vorführen“, oder das lateinische *virtus* und das griechische *ἀρετή*, jenes mit *vir*, Mann, verwandt, dieses an den Kriegsgott *Ares* selbst erinnernd — was liegt in diesen nicht alles, das in dem deutschen „wandeln“ und „Tugend“, womit wir sie übersetzen, nicht liegt!

So ist es denn, wenn auch in jeder Sprache so ziemlich Alles muß gesagt werden können, keinesweges einerlei, in welcher Sprache oder in welchem Dialekt sogar etwas gesagt wird. Dieß fühlten schon die Verfasser der alten Sanscritdramen, welche die Personen ihres Stückes je nach Geschlecht, Stand und Alter einen anderen Dialekt sprechen lassen. Mancher hat auch schon erfahren, einen wie anderen Eindruck der niederdeutsche „Reineke“ oder die allemannischen Lieder von Hebel machen als eine hochdeutsche Uebersetzung, und wer in einem holländischen Buche findet, daß sich Jemand über eine schöne Aussicht „verrukt“ (d. h. entzückt) erklärt, der wird sich eines Lächelns kaum enthalten können, wenn es auch dort ganz ernsthaft gemeint ist.

In dem, was hier über den verschiedenen Sinn scheinbar gleich bedeutender Wörter aus anderen Sprachen gesagt ist, liegt auch die einzige Rechtfertigung für den Gebrauch von Fremdwörtern. Wer etwas ausdrücken will, wofür seine eigene Sprache den geeignetsten Ausdruck nicht hat, warum sollte der nicht, vorausgesetzt, daß er verstanden wird, aus einer fremden das passende Wort nehmen? — Wer indessen oft darauf geführt wird, für seine Gedanken den Ausdruck in einer fremden Sprache zu suchen, der wird sich dadurch freilich kein rühmliches Zeugniß geben. Daß die Erscheinungen der deutschen Literatur aus einem Theile des vorigen Jahrhunderts so überfüllt sind mit

französischen Wörtern, ist wohl nicht aus dem bloßen Streben hervorgegangen mit der Kenntniß des Französischen zu prunken, sondern aus der dem Französischen huldigenden Geschmacks der Zeit, aus französischer Gesinnung. Dieselbe Erscheinung zeigt sich mehre Jahrhunderte früher im Mittelalter zur Zeit des Einflusses der romanischen Poesie auf die Gestaltung der deutschen.

Wenn wir bis hieher in den Sprachen nur Andeutungen auf das geistige Leben der Völker gefunden haben, so werden wir, wenn wir uns nun zu dem dritten Theil unserer Betrachtung wenden, 3) in dem lexicallischen Inhalt der Sprachen manche interessante Aufschlüsse über Abstammung, Geschichte und äußere Lebensverhältnisse finden. Ein jedes Volk hat in seiner Sprache Namen für die Dinge der umgebenden Außenwelt, und wir können daher voraussetzen, daß die nicht mit Fremdwörtern bezeichneten Gegenstände und Erscheinungen in der Natur ihm bekannt und der Gegend, wo es wohnt, eigenthümlich sind. Hier kann man also zum Theil recht eigentlich an der Sprache erkennen, „ob's im Lande kalt oder warm, nebligt oder klar sei.“ — Die nun sehr zerstreuten Völker des finnischen Stammes, die zum Theil jetzt eins keine Idee von der Existenz des anderen haben, besitzen bei unzähligen Fremdwörtern, die sie bald von diesem, bald von jenem Volke angenommen haben, doch alle eigene und wesentlich dieselben Ausdrücke für Wind, Wasser, Feuer, Schnee, Eis, Kälte, Hund und ein zum Hirschgeschlecht gehöriges Thier*), — wohl ein sicherer Beweis, daß sie aus einem feuchten, kalten Lande stammen, nicht aus einem warmen, trockenen. — Wenn ein Volk, wie die Zigeuner, eigene Wörter hat für Dinge, die seinem jetzigen Aufenthaltsorte fremd sind, oder Fremdwörter entlehnt hat von einem Volke, mit dem es jetzt nicht in Nachbarschaft oder Verbindung lebt, so wird sich daraus, auch wenn keine historischen Nachrichten so weit reichen, schließen lassen, daß es früher einmal in der Nähe eines solchen Volktes gelebt hat, und in einem Lande, dem jene Gegenstände eigen sind. — Wenn in einer Sprache ein Gegenstand nach seinen verschiedenen Eigenschaften, Arten und Zuständen auch immer wieder verschiedene Namen führt, so muß er durchaus für das Volk von besonderer Bedeutung sein, woraus wieder auf das Sein und Leben dieses sich Schlüsse machen lassen. Wenn wir z. B. im arabischen Lexicon die hundert Namen Gottes, die vielen Benennungen für Cameel, Lanze, Schwert, Iesen, so können wir immerhin schon darnach die Araber für ein kriegerisches und religiöses, in Sandwüsten lebendes Volk halten. —

*) Bei den Lappen wird darunter noch jetzt das Rennthier verstanden, andere Finnen die das Rennthier nicht haben, gebrauchen das Wort für andere, ähnliche Thiere.

Wo sich in einer Sprache Wörter finden, welche nicht eine einfache Handlung allein bezeichnen sondern zugleich gewisse besondere Umstände, von denen sie begleitet ist, so kann man voraussetzen, daß damit eine eigenthümliche Sitte, wenigstens etwas häufig Vorkommendes bezeichnet wird, wogegen andere Völker, denen dergleichen etwas Fremdes ist, solche Wörter umschreiben durch die einfache Handlung und besondere Angabe der begleitenden Umstände. So wird im Arabischen der beliebte Abendzeitvertreib der Beduinen, im Mondschein vor den Zelten sitzend dem Märchenerzähler zuzuhören, mit einem einfachen Zeitworte (سَمِعَ) bezeichnet. Eben so wenn wir im Finnischen ein einfaches Verbum sehen, welches bedeutet „einen Kahn über eine Landzunge ziehen“ (karwahdan), so bezeichnet uns dieß nicht bloß im Allgemeinen die Finnen als ein mit der See verkehrendes Volk, sondern wir erkennen auch daraus die eigenthümliche Küstenformation, welche die damit bezeichnete Handlung zu einem häufigen Vorkommniß macht. Dagegen wird es unmöglich sein, dem Araber oder Finnen mit einem einzigen Worte zu sagen, was der Schweizer unter „schilten“ versteht. — Ist endlich eine Sprache reich an Ausdrücken, welche sich auf ein gewisses Gewerbe oder eine Beschäftigung beziehen, so ist daraus mit Sicherheit abzunehmen, daß diese für das Leben des Volkes von einer besonderen Bedeutung sein müssen, und sind Ausdrücke der Art von einer fremden Sprache entlehnt, so ist gewiß auch die Beschäftigung selbst von Fremden entlehnt oder von Fremden eingeführt. So sind im Lateinischen die auf den Ackerbau sich beziehenden Ausdrücke meist griechisch, im Russischen die auf das Seewesen sich beziehenden meist holländisch.

Bei Allem, was wir bis hieher über das Verhältniß der Völker zu ihren Sprachen uns vergegenwärtigt haben, sind wir von der Voraussetzung ausgegangen, daß nicht äußere Ereignisse störend in dasselbe eingreifen. Das Mittelalter mit seinen mannichfachen Völkerbewegungen und Völkermischungen, Eroberungen und neuen Staatenbildungen ist reich an interessanten Beispielen von dem entgegengesetzten Falle.

Wir sehen hier in den Ländern, wo durch die Herrschaft der Römer auch ihre Sprache verbreitet war, diese Sprache gegen die der germanischen und arabischen Eroberer sich so weit wenigstens behaupten, daß die in den neu gebildeten Staaten auftauchenden neuen Sprachen zwar offenbar aus römischen und germanischen, zum Theil auch arabischen und altkeltischen Elementen gemischt sind, die meisten jedoch ein vorherrschend römisches Gepräge behalten haben; nur in dem isolirten England, wo die alte römische Sprache sich vielleicht auch wohl nie so fest setzte wie auf dem Continente, ist das Germanische entschieden siegend,

und in den angelsächsischen Staaten ist die deutsche Sprache herrschend, bis noch einmal durch die Invasion der Normannen Romanisches und Germanisches in Conflict gerathen, und nun doch auch hier sich eine Mischsprache bildet, von welcher schwer zu sagen ist, welches Element von den beiden das vorherrschende blieb. Ganz hat indessen auch jetzt noch nicht die politische Einheit beide Sprachen amalgamiren können, denn auch jetzt noch nimmt in der Sprache der Gebildeten und Vornehmen, wenn auch die alten normannischen Geschlechtsnamen jetzt großen Theils oder ganz auf sächsische Abkömmlinge übergegangen sind, das Romanische der alten Herren und Eroberer des Landes einen größeren Raum ein, während die Sprache der Gemeinen durch den stärkeren Gehalt an sächsischen Wörtern den Anderen zum Theil unverständlich ist. — In unseren Ostseeprovinzen hat sich die Sache wieder anders gestaltet. Die germanischen Eroberer und Einwanderer blieben immer als ein bevorrechteter und Herrenstand von den finnischen und lettischen Autochthonen politisch geschieden, und so blieb es auch die Sprache; die Vermischung ging hier nicht über die gegenseitige Annahme einzelner Wörter hinaus. — Eben so wenig finden wir eine Mischsprache in den von deutschen Fürsten unterworfenen, ehemals slavischen Ländern Deutschlands, obgleich die Umstände hier denen in England sehr ähnlich zu sein scheinen. Entweder hat sich — wahrscheinlich wohl wo die Slaven dichter und in größeren Massen zusammen saßen — ihre Sprache noch heute erhalten, wie in der Lausitz und in dem österreichischen Staate, oder sie ist völlig verschwunden, und das Deutsche an die Stelle getreten, wie in Mecklenburg, Pommern und Hannover.

Was hat diese Mannichfaltigkeit von Resultaten hervorgebracht, zu der sich die Beispiele leicht noch vermehren ließen? —

Es wäre nicht schwierig, in dem verschiedenen Charakter der Sprachen, in der verschiedenen Bildungsstufe der Völker, in dem quantitativen Verhältniß der Sieger und Besiegten, in mancherlei äußeren Umständen die Gründe nachzuweisen, aber dieß gäbe schon den Stoff zu einer eigenen Abhandlung, und würde uns jedenfalls jetzt und hier weit über das vorgesteckte Ziel hinausführen.

Ich breche daher hier ab, und indem ich den hochgeehrten Anwesenden für die mir geschenkte Aufmerksamkeit danke, erbitte ich nebst ihrer Nachsicht eine gleiche für die Erstlingsreden einiger an dem heutigen Tage von unserer Anstalt entlassenen Schüler, an deren Ehrentage Sie durch Ihre Gegenwart Ihre Theilnahme bezeigt haben.

